

## KATJA OSKAMP

# Du hast ja ein Ziel vor den Augen

Auf Höhe der Abfahrt Naumburg, als die ersten Hügel in Sicht kommen, wacht Paula auf. Bis München sind es mindestens noch drei Stunden. Herman gibt mir die Tüte vom Beifahrersitz nach hinten. Jetzt beginnt das Kulturprogramm: Banane kauen, Smarties lutschen, Trinkpäckchen ausschlürfen. Ich zaubere »Die kleine Raupe Nimmersatt« hervor. Paula kann das Buch auswendig. Sie liest es vor, mit meiner Betonung und mit Umblättern an den richtigen Stellen.

Was noch in der Tüte ist, will Paula wissen.

Ein Liederbuch, sage ich, eins von mir.

Zeig mal, sagt Paula.

Sie sucht nach Bildern, findet ein paar von diesen krakligen Kohlezeichnungen, die Pioniere beim Singen zeigen: singende Pioniere beim Wandern, singende Pioniere vor dem Fernsehturm, singende Pioniere am Lagerfeuer. Ich erschrecke über die finsternen Mienen. Die sehen ja überhaupt nicht fröhlich aus! Warum habe ich das als Kind nicht gemerkt? In meiner Erinnerung sind die Bücher voll von lustigen, lebensfrohen Gesellen. In meiner Erinnerung scheint das pure Gegenteil von dem stattzufinden, was ich jetzt schwarz auf weiß zu sehen bekomme.

Paula fragt, ob sie die Kinder ausmalen darf. Sie will die Trauerklöße bunt machen.

Auf keinen Fall, sage ich, ein Zeitdokument wird nicht verschandelt.

Paula zieht die Augenbrauen zusammen und knurrt.

Na gut, sing mal vor, sagt sie.

Darauf hatte ich gehofft. Singen fällt mir leichter als Vorlesen. Ich überblättere die Kapitel »Friede, Freundschaft, Solidarität« und »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit«. Ich singe mich durch den Abschnitt »Heimat und Wandern«. Herman schickt mir ein paar ironisch-ankennende Blicke durch den Rückspiegel. Paula will noch mehr hören, und ich singe alle Lieder, die unter »Frühling, Sommer, Herbst und Winter« stehen und an deren Melodien ich mich erinnere. Es sind viele. So geht die Zeit gut rum. Das war schon früher so, im Trabi auf dem Weg zum Balaton.

Paula schnappt sich das Buch, schlägt eine Seite auf und tippt mit dem Finger auf die Noten.

Sing das hier, sagt sie.

Das?, sage ich.

Ja das, sagt sie, sing jetzt.

Sie benutzt mich wie einen Musikautomaten.

Na gut, sage ich und singe:

Katja Oskamp – Jg. 1970; studierte von 1989 bis 1994 Theaterwissenschaften in Leipzig und Berlin, war zwischen 1995 und 1999 Schauspiel dramaturgin am Volkstheater Rostock und studiert seit 1999 am Deutschen Literaturinstitut Leipzig

*Du hast ja ein Ziel vor den Augen,  
damit du in der Welt dich nicht irrst,  
damit du weißt, was du machen sollst,  
damit du einmal besser leben wirst.  
Denn die Welt braucht dich genau wie du sie,  
die Welt kann ohne dich nicht sein.  
Das Leben ist eine schöne Melodie,  
Kamerad, Kamerad, stimm ein!  
Allen die Welt und jedem die Sonne,  
fröhliche Herzen, strahlender Blick.  
Fassen die Hände Hammer und Spaten,  
wir sind Soldaten, Kämpfer fürs Glück.*

Nochmal, sagt Paula.  
Lieber ein anderes, sage ich.  
Nein, das hier nochmal, sagt Paula.

*Du hast ja ein Ziel vor den Augen,  
damit du in der Welt dich nicht irrst,  
damit ...*

– Mama?

– Ja?

– Was denn für ein Ziel vor den Augen?

Ich hab's geahnt. Was weiß denn ich, was das für ein Ziel ist! Herman hat's gut; der stammt aus Holland und sitzt am Steuer. Wieso fragt sie nicht, warum das Wandern des Müllers Lust ist, oder warum ich kein Vöglein bin.

– Das soll heißen, daß es gut ist, wenn man sich was vornimmt. Wenn man ein Ziel hat. Alleine anziehen oder so.

– Muß man da eine Brille haben?

– Wieso?

– Na an den Augen.

Ich forme aus Daumen und Zeigefingern zwei Ringe und schiele da durch. Paula lacht und macht es mir nach. Wir verlegen uns aufs Fratzen schneiden. Das hilft immer, wenn ich nicht weiter weiß.

Wir fahren nach München, das ist zum Beispiel unser Ziel, sagt Herman.

Jetzt, wo ich das Thema gerade abgehängt habe, hätte er sich auch nicht mehr einzumischen brauchen. Und überhaupt, was weiß Herman schon von dem Ziel. München ist nun ganz bestimmt nicht gemeint.

Oder das Ziel beim Eierlauf, sage ich.

Ich sehe, daß es in Paulas Gehirn kurbelt. Vermutlich stellt sie sich vor, wie sie beim Kindergartenfest extra eine Brille aufsetzt, um dann den Löffel mit dem Gipsei darauf um die Verkehrskegel zu balancieren. Und das allein wegen der ersten Zeile von dem Lied. An die zweite – *damit du in der Welt dich nicht irrst* – mag ich gar nicht denken, geschweige denn an den Rest.

Ich kann Paula schlecht sagen, daß es sich bei dem Ziel um nichts geringeres als den Aufbau des Sozialismus handelt. Das jedenfalls habe ich immer angenommen. Ich kann Paula noch weniger sagen,

daß dieses Ziel einem deshalb zum Greifen nah vor den Augen schweben muß, damit die Welt, in der man sich irren kann, nicht dazwischen paßt. Paula hat recht: Ein Ziel – so dicht vor den Augen – stellt eine enorme Sichtbehinderung dar. Es ist wie eine Brille, die einem die Augen verdirbt. Man kann nicht daran vorbei, darunter hindurch, darüber hinweg sehen. Nie taucht der Horizont auf; blind rammelt man gegen Wände, verwechselt oben, unten, vorn und hinten, und ist dabei der felsenfesten Überzeugung, auf kürzestem Wege den Sieg davon zu tragen.

Der Basti hat beim Eierlauf Schmu gemacht, sagt Paula.

Sie nimmt meine Hand und knetet daran herum. Es frustriert sie, daß Basti gewonnen hat. Und es frustriert sie, daß sie das Lied nicht versteht. Wenn Paula wüßte, daß es mir seit zwanzig Jahren so geht.

Der hat den Weg nicht eingehalten, stimmt's?, sage ich.

Ja, sagt Paula, der hat mich geschubst und dann ist er einfach gerade durchgerannt.

Schubsen ist blöd, sage ich.

Paula nickt und gibt auf. Sie sucht sich eine Pionierzeichnung aus dem Liederbuch und malt mit dem Finger die grimmigen Gesichter nach.

Hast du geglaubt, was du da singen mußtest?, fragt Herman in den Rückspiegel.

Ich spüre, wie mir das Blut ins Gesicht schießt. Ich fixiere Hermans Augen.

Was heißt denn geglaubt! Was heißt denn mußtest!, sage ich.

Ich meine, wußtest du, was du da singst, sagt Herman.

Ich hatte eine tolle Musiklehrerin, Frau Klebbe, sage ich.

Du weißt ja den Namen noch, sagt Herman.

Wir hatten einmal pro Woche Musik, meist in der letzten Stunde. Frau Klebbe packte ihre Gitarre aus, und wir sangen fünfundvierzig Minuten, ohne Pause, ein Lied nach dem anderen. Die Jungs verdrückten sich auf die hinteren Bänke, was Frau Klebbe mit einem milden Lächeln hinnahm. Dafür saßen wir Mädchen ganz vorn und trällerten, die Wangen rot vor Eifer. Wir hatten keine Probleme, die Melodien zu halten, und über die Melodien gelangten die Texte leicht in unsere Gehirne und blieben dort zuverlässig gespeichert. Wenn uns die zweite Stimme nicht gleich gelingen wollte, lachte Frau Klebbe, und wir fingen nochmal von vorn an. Wir hatten Lust dazu. Wir taten es freiwillig. Schließlich kannten wir die Niederlagen und die ewige Angst zu versagen zu Genüge aus anderen Fächern: Eine bekam regelmäßig Durchfall vor Mathearbeiten, die andere konnte vor Sportleistungskontrollen tagelang nichts essen, die dritte warf sich nachts schwitzend auf dem Kopfkissen umher, unter dem das Blatt mit den zu lernenden Grammatikregeln lag.

Frau Klebbe aber gab uns die Gewißheit, in etwas gut zu sein, richtig gut. Dafür mochten wir sie, und davon wurden wir immer besser. Wir sangen die Lieder beim Appellprogramm, wir sangen sie im Schulchor, in der Hofpause, auf den Wandertagen. Und jedes Mal teilten wir ein gemeinsames Erfolgsgefühl.

Was für ein Ziel war das denn jetzt?, fragt Herman.

Er grinst in den Rückspiegel. Herman weiß, daß ich mich ärgere.

Die ersten vier Zeilen lauten übersetzt: feste den Sozialismus stär-

ken, nicht vom imperialistischen Feind beeindruckt lassen, gute Taten vollbringen, dann in Kürze Kommunismus, sage ich.

Für den Bruchteil einer Sekunde waltet der Schrecken in Hermans Augen; dann hat er sich wieder im Griff.

Nicht schlecht, sagt er.

Als Frau Klebbe uns *Du hast ja ein Ziel vor den Augen* beibrachte, müssen wir schon Thälmann-Pioniere gewesen sein, zehn oder elf Jahre alt. Ich kann mich nicht erinnern, daß sie den Text je mit uns behandelt hat. Die Botschaft muß in einem Maße klar gewesen sein, daß über den Inhalt nicht gesprochen zu werden brauchte.

Ich wußte genau, daß meine Interpretation auf jeden Fall hinhaute und für eine Eins reichte. Dennoch hinterließ sie ein diffuses Gefühl der Unzufriedenheit, weil sie so abstrakt war. Im Grunde wimmelte es in dem Lied von Rätseln.

Wieso sang ich mich darin selber mit *Du* an? Oder sangen wir Mädchen irgendjemand anders an? Oder sang hier jeder jeden an, und also doch wieder nur sich selbst?

Daß die Welt mich genau so brauchte wie ich sie, ja, daß sie ohne mich nicht sein konnte, das stimmte beim besten Willen nicht. Dafür hatte ich auf dieser Welt schon viel zu oft gestört oder war übersehen worden. Die Vorstellung freilich war verlockend. Wenn schon nicht auf mich, auf wen aber traf diese Aussage dann zu? Wohl nur auf jemanden, der schon ein echter, ausgewachsener Kommunist war. Vielleicht waren Leute wie mein Vater damit gemeint, oder sogar noch größere Helden. Ob ich je zu ihnen zählen würde?

Was genau verschlüsselten all die optimistischen Überbegriffe? In zwölf kurzen Zeilen immerhin vier mal *Welt*, drei mal *damit*, zwei mal *Leben* und je ein mal *Melodie*, *Herzen*, *Blick*, *Sonne*, *Glück*. Sie suggerierten, daß man auf der richtigen Seite war und eine blendende Zukunft in Aussicht hatte, wenn man sich nur an eins hielt: sich nicht in der Welt zu irren. Und damit das nicht passieren konnte, hatte man ja ein Ziel vor den Augen. Da biß sich doch, verdammt nochmal, die Katze in den Schwanz!

Im Großen und Ganzen bestand mein Ziel mit zehn oder elf Jahren darin, gute Zensuren zu kriegen, keinen Ärger zu machen und Lieder zu singen. Aber ich war mir nie ganz sicher, ob das schon ausreichte, um in die Reihen derer aufgenommen zu werden, ohne die die Welt nicht sein konnte.

Noch heute würde ich gern wissen, was in den Köpfen der anderen ablief, während sie von dem Ziel sangen. Ich bin nicht ein einziges Mal auf die Idee gekommen, einfach nachzufragen, weder bei Frau Klebbe, noch bei meinen Freundinnen. Keiner hat je nachgefragt. Wir haben die Wörter genau so heruntergeleiert wie Paula »Die kleine Raupe Nimmersatt«. Auf diese Weise wuchs in meinem Kindergehirn ein Berg von Halbverdautem, stetig genährt durch neue Lieder.

Ich weiß selber, daß das Lied beschissen ist, sage ich zu Herman.

Das hat sogar Paula gemerkt, sagt Herman.

Du kannst als Ziel alles mögliche eingeben, es funktioniert trotzdem, das ist ja das Schlimme, sage ich.

Was denn zum Beispiel?, fragt Herman.

Denk dir doch selber was aus, sage ich.

Als ich dreizehn war und erfuhr, daß das Eintreffen des Kommunismus sich doch verzögern würde, fing ich an, das Ziel, das ich ja vor den Augen hatte, heimlich auszuwechseln. Da es sowieso keiner für nötig hielt, das besungene Ziel zu benennen und endlich ein für allemal den Sinn des Liedes aufzudecken, dachte ich beim Singen an den Liebesbrief, den ich Sascha Krenzin schreiben würde. Unter *besser leben* verstand ich den Zungenkuß, den er mir daraufhin in meinen Träumen zärtlich und hingebungsvoll im Gebüsch neben dem Sportplatz gab. Es ist dann auch so gekommen. Schließlich waren wir *Soldaten, Kämpfer für's Glück*.

Mit siebzehn bestand das Ziel, das ich ja vor den Augen hatte, im Eintritt in die Junge Gemeinde. Die Welt, in die ich mich nicht länger verirren wollte, war die der Bonzen, Schleimer, Funktionäre, die Welt meiner Eltern. *Allen die Welt, und jedem die Sonne* hieß Reisefreiheit, besonders an heiße Karibikstrände, und es hieß Chancengleichheit für alle. Anstelle von *Du hast ja ein Ziel vor den Augen* sang ich »Dona nobis pazem« und Biermann-Lieder. Ich verdächtige Frau Klebbe der Volksverdummung und lehnte das Lied entschieden ab. Vergessen habe ich es nie.

Sagen wir, es ist mein Ziel, einen festen Arbeitsplatz zu finden, sagt Herman, ich müßte Bewerbungen schreiben und dürfte nicht saufen, und dann hätte ich einen Job, ein fettes Einkommen und würde mir einen Breitbildfernseher kaufen.

Genau, sage ich, du mußt nur ganz fest daran glauben beim Singen. Ist das ein Scheißlied, sagt Herman.

Trotzdem fühle ich mich manchmal gezwungen, diesen Schwachsinn zu verteidigen. Mein Selbsterhaltungstrieb verbietet es mir, mich in den über und über einleuchtenden wie vernichtenden Urteilen, die über das Lied verhängt werden, aufzulösen. Keines von ihnen reicht ganz aus, um mit dem Lied für immer abzuschließen. Also stoße ich die Urteile und die Urteiler zuweilen unsanft von mir, denn ich brauche Platz, wenigstens ein bißchen, eine kleine urteilsfreie Lücke zum Atmen und Denken.

Es ist nämlich, als ob zwischen uns, zwischen dem Lied und mir, noch immer eine alte Rechnung offen ist. Obwohl ich weiß, daß es sich mir nie zu seiner wahrhaftigen Gestalt entblättert zu Füßen legen wird, weil es für etwas anderes erschaffen wurde, kann ich nicht aufhören, mir genau das zu wünschen. Ich wünsche mir die Einlösung einer uralten, leeren Versprechung aus Kindertagen. Ein ungeklärter Rest in mir, das Halbverdaute, wartet darauf, daß sich endlich das Ziel zeigt am Horizont, das eine Ziel, mein Ziel.

Das wird nicht klappen, wie lächerlich, höre ich euch alle und mich selber sagen. Denn zwischen dir und deinem Ziel steht für immer das Lied.

Ich weiß, antworte ich, aber laßt mich in Frieden mit meinem inneren Feind ringen. Stört mich nicht dabei, meine Gebrechen zu pflegen.

– Mama?

– Ja?

– Mir ist schlecht.

Bist du wahnsinnig!, sage ich und reiße Paula das Liederbuch vom Schoß. Sie hat den Pionieren die Gesichter ausgekratzt, fein säuber-

lich, jedes einzelne. Die dünnen, gelbgrauen Seiten mit den Kohlezeichnungen haben Löcher; Paula ist übersät von Papierkrümel.

Mein schönes Buch, sage ich, mußt du kotzen?

Ja, sagt Paula und tut es.

Ich suche nach der Tüte, nach Taschentüchern, nach irgendwas, aber es ist ohnehin zu spät. Vom Würgen schießen Paula die Tränen in die Augen.

Herman fährt auf einen Parkplatz. Ich schnalle Paula ab, stelle sie neben das Auto, ziehe ihr die beschmadderten Sachen aus und Wechselsachen an. Herman löst den Bezug vom Kindersitz. Überall dieser Brei aus Banane, Smarties, Apfelsaft und Papierkrümel.

Wenn man im Auto zu lange nach unten guckt, wird einem schlecht, sage ich.

Weil ich die Kinder in deinem Buch so doll angeguckt habe, sagt Paula. Sie zittert ein bißchen. Sie ist so blaß wie ehemals die Pioniere, die jetzt gesichtslos sind. Herman polstert den nackten Kindersitz mit einer Decke.

An der nächsten Raststätte gehen wir waschen, sage ich.

Wir steigen wieder ein. Paula nimmt meine Hand, dreht den Kopf zur Seite und macht die Augen zu.

Das stinkt, sagt Herman.

Er öffnet das Fenster einen Spalt breit. Wir sind irgendwo zwischen Schleiz und Hof. Ich kann nicht ausfindig machen, wo hier eine Grenze verlaufen sein soll.

Mit der freien Hand suche ich das Lied im Buch. Am unteren Rand der Seite steht kleingedruckt: »Der Dichter und Komponist Louis Fürnberg schrieb das Lied im Frühjahr 1937 für die sozialistische Spieltruppe ›Das neue Leben‹.«

Das Klingedruckte ist der Grund dafür, daß meinem Vater die Tränen kommen, wenn er das Lied hört. Wegen des Mutes, der dem Lied zu seiner Entstehung verhalf, verzeiht mein Vater ihm bis heute alles. Aus diesem altersmüden Grund zeigt er Paula auch im Fernsehen, wer Gregor Gysi ist, und nimmt sie in der Eiseskälte mit zur Liebknecht-Luxemburg-Demo.

Ich streiche mit dem Finger über die ausgekratzen Gesichter. Erst waren sie fröhlich, dann waren sie grimmig, und jetzt sind sie einfach weg.

Paulas Frage nach dem Ziel kann ich umgehen, indem ich das durchlöchernte Buch verschwinden lasse. Aber Paula wird mich wieder fragen, so lange, bis ich überhaupt nicht mehr weiß, wo ich herkomme. Herman aus Holland hat's gut; der kann einfach mit Paula hinfahren und es ihr zeigen, sein Land.

Willst du wirklich nochmal anhalten, sagt Herman in den Rückspiegel.

Wir können ja nicht vollgekotzt in München ankommen, sage ich.

Aber Paula schläft doch, sagt Herman.

Ja, sage ich, noch.